Im Bicyclecostüm.

Von Michel Thivars.

Der geneigte Leser möchte wissen, wie Madame Patar, eine sehr corpulente und dabei äußerst verschwenderische Dame Radfahrerin wurde? Ich will es erzählen.

Eines Tages saß ihr Gatte, Herr Patar, vor seinem Schreibtisch; er hatte neben sich einen Stoß Rechnungen liegen und addirte. „35 und 9 macht 44", murmelte Herr Patar melancholisch, „und 7 macht 51 und 8 macht 59. Das macht also 5,984. Madame Patar hat in diesem Jahr bei ihrer Schneiderei 5,984 Francs verbraucht, die Centimes noch gar nicht mitgerechnet. Das ist bitter. Allerdings ist ja Madame Patar nicht gerade mager, und braucht, um sich zu kleiden, Stoff! Aber das ist gleich, so viel Stoff braucht ja nicht einmal eine Riesendame! Und reden läßt sie nicht mit sich! Wenn ich nur eine schüchterne Bemerkung mache, erwidert mir Madame Patar mit hochmüthiger Verachtung: eine Frau, die ihrem Manne 40,000 Francs mitgebracht hat, hat wohl das Recht, nicht in Lumpen zu gehen. 40,000 Francs Mitgift und 6000 Francs jährlich für Garderobe, das ist ein Elend!"

Herr Patar zuckte kläglich die Achseln und trommelte, um seine schlechte Laune auszulassen, an den Fensterscheiben. Auf der Chaussee fuhren Radfahrer und Radfahrerinnen vorüber; es war wie in allen Straßen von Paris ein Gewühl und Gewimmel von Radlern, die zahlreicher waren, als die Sterne des Himmels und der Sand am Meere.

Doch die Kunststücke dieser räderbeflissenen Zweifüßler konnten die Bitterkeit nicht tilgen, die sich infolge der Schneiderinrechnung im Herzen des Herrn Patar angesammelt hatte.

* * *

Plötzlich öffnete sich heftig die Thür und Madame Patar hielt mit dem anmuthigen Ungestüm eines 250 Pfund wiegenden Pensionsmädchens ihren Einzug.

„Höre, Toto, betrachte doch einmal mein neues Costüm," flötete sie mit einer Stimme, in der die gebieterische Aufforderung zu einem Compliment enthalten war.

Madame Patar trug schon wieder ein neues Kleid, das ihr Mann mit entsetztem Blicke betrachtete.

„800 Francs!.. he?.... Das ist ein Gelegenheitskauf, was?"

Man sagt, solch Gelegenheitskauf hängt oft an einem Haare; nun, in diesem Gelegenheitskauf fand Herr Patar sicher ein Haar, und er murmelte:

„Schon wieder eine neue Toilette!"

„Nun, ich glaube", erhitzte sich Madame Patar plötzlich, „wenn eine Frau ihrem Manne 40,000 Francs mitgebracht..."

„Die Fortsetzung kenne ich," seufzte Herr Patar.

In diesem Augenblick stürzte auf der Straße ein Radfahrer von seiner Maschine und wäre beinahe von einem Omnibus überfahren worden.

„Madame Patar," sagte Herr Patar mit temperirter Wuth, „warum fährst du denn nicht auch Bicycle?"

Madame Patar, die im Begriff stand, ihrem Spiegelbilde zuzulächeln, erwiderte: „Bist du verrückt, Herr Patar?"

„Es ist allerdings richtig," meinte der Gatte, „du bist zu dick!"

Hätte man Madame Patar eine Ohrfeige verabreicht, sie hätte nicht wüthender werden können. „Zu dick!" heulte das edle Geschöpf, das thatsächlich die Schlankheit einer Diana zu haben glaubte; „ich bin zu dick!!!"

„Außerdem," fuhr Herr Patar fort, „hast du auch Recht nicht Rad zu fahren, denn wenn dir das jemals einfiele, so würde ich dir's nicht gestatten!"

„Du?" schrie Madame Patar außer sich.

„Ja wohl, ich!"

„Das ist mehr als stark!... Ja, das ist zu viel!... Du verbietest dir erlauben, mir etwas zu verbieten, da ich dir...

„40,000 Francs mitgebracht habe... Das kenne ich... Nun denn ja, ich würde es Dir ganz ausdrücklich ver—bie—ten!!"

„Das wollen wir sehen!" heulte Madame Patar roth vor Wuth.

* * *

Noch an demselben Abend hatte Madame Patar, der es an einem gewissen Widerspruchsgeist nicht fehlte, ein Bicycle. Und im Gegensatz zu den verbrecherischen Hoffnungen ihres Gatten, ist Madame Patar noch nicht überfahren worden, und wird es wahrscheinlich auch nicht werden, denn sie hat darauf verzichtet, sich ihres Rades zu bedienen, da ihre etwas umfangreiche Persönlichkeit auf dem Sattel des Bicycles nicht Platz findet.

Doch sie hat sich dafür entschädigt, indem sie das Costüm des „Cyclewoman" trägt, und zwar trägt sie dieses Costüm ostentativ den ganzen Tag, nur um ihren lieben Mann zu ärgern.

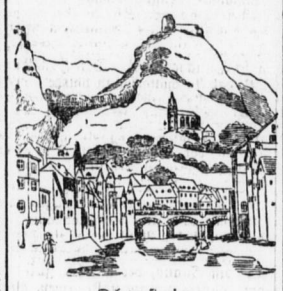
Aber ihr lieber Mann ärgert sich gar nicht. Im Gegentheil, er reibt sich vergnügt die Hände. Er denkt an die früheren Schneiderrechnungen, an den Gelegenheitskauf für 800 Francs und lacht in seinen Bart, indem er sich sagt:

„Ein vollständiges Radfahr-Costüm für 50 Francs!... Ach das Velociped ist doch eine herrliche Erfindung!"

— Ein Menschenfreund.— Herr: Warum liegen Sie denn hier auf den Schienen. — Selbstmordcandidat: Ach, mein Herr, ich bin lebensmüde, ich warte hier auf einen Zug, um mich überfahren zu lassen. — Herr: Armer Kerl, kommen Sie, ich werde Ihnen helfen; auf diesem Geleise kommen vorläufig keine Züge, aber ich werde Ihnen eins zeigen, wo alle fünf Minuten ein Zug verkehrt.

Die Achatschleiferei.

Sicher hat es noch kein Reisender bereut, auf seiner Rheinreise dem romantischen Thale der Nahe einen Besuch gemacht zu haben. Von Bingen — der Weinstadt — aus führt der Weg durch fruchtbares Gelände, unter lieblichen Rebenhügeln hin, nach dem schönen Kreuznach mit seinen Salinen und heilkräftigen Quellen. Noch eine kurze Wanderung, und das emporblühende Bad Münster am Stein ist erreicht. Der Rheingrafenstein und das Hutten-Sickingenschloß — die Ebernburg — welch' stolze Namen! Thalaufwärts, am Fuße der Weinberge, grüßt manch' hübsches Städtchen, bis endlich Oberstein erreicht ist, dessen landschaftliche Schönheit das Herz des Touristen vor Entzücken aufjauchzen läßt. In einem Thalkessel ragen ruinengekrönte Felswände senkrecht em-



Oberstein.

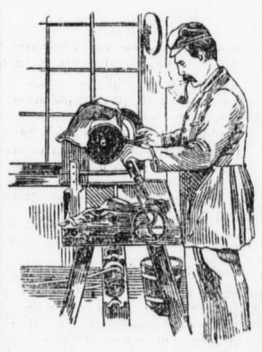
por und behüten ein freundliches Städtchen, das etwa 6000 Einwohner zählt. Ueber die Dächer der Stadt hinweg sieht man in halber Höhe in einer dieser Felswände ein Kirchlein eingehauen. Eine alte Mähr erzählt, daß ein Graf von Oberstein mit eigener Hand eine Höhlung in dem Felsen ausgehauen und da hinein die Kirche habe bauen lassen, zur Sühne für die Ermordung seines Bruders, den er aus Eifersucht durch ein Fenster des Schlosses über die Felswand hinabgestürzt habe.

Doch nicht der Reiz wunderbarer Natur allein fesselt hier den Fremden. In Oberstein, seiner Schwesterstadt Idar und den umliegenden Dörfern wird eine eigenartige Industrie betrieben, die, so alt sie ist und so weit ihre Erzeugnisse in der Welt herumkommen, doch wenig gekannt ist: die Achatschleiferei.

Vor dem Schleifstein

Der Südabfall des Hunsrücks zeigt sehr schöne Melaphyre; sie sind es, die der Gegend den eigenthümlichen landschaftlichen Reiz verleihen, und ihnen verdankt auch die erwähnte Industrie ihre Entstehung. Diese Melaphyre enthalten mandelförmige oder kugelige Knollen aus Achat, der sich zu allerlei hübschen Schmucksachen verarbeiten läßt. Wohl 400 bis 500 Jahre läßt sich die Kunde von dem Verarbeiten dieser Achate in der Nähe ihrer Fundorte zurückverfolgen. Die Doppelstadt Oberstein-Idar nebst Umgebung ist die Heimath der meisten Achatwaaren, die man in Bädern, auf Messen und so weiter feilbietet. Jedoch weitaus der größere Theil der geschliffenen Steine geht in's Ausland; Amerika und Afrika sind Hauptabsatzgebiete.

Lange Zeit genügten die Achate des heimischen Melaphyrs, aber schließlich wurde der Abbau derselben immer



Steinschleifer.

schwieriger, und da mit der Hebung der Verkehrswege die Nachfrage immer größer wurde, war es ein Glück für die Achatindustrie, daß ausgewanderte Schleifer in Südamerika reiche Fundorte von Achat entdeckten. Dort findet man den Achat meistens auf secundärer Lagerstätte, also im Flußgeschiebe; seine Gewinnung ist deshalb die denkbar leichteste. Seitdem ruht der Abbau des Achates im Nahegebiet. Allerdings sind diese brasilianischen, ebenso auch die indischen Achate gewöhnlich nicht so hübsch gefärbt wie die heimischen, doch corrigirt man den Fehler durch künstliches Färben, das man zu ziemlich hoher Vollkommenheit gebracht hat.

Der Achat ist sehr mannigfaltig in Farbe und Zeichnung. Man unterscheidet Festungs-, Band-, Moos-, Baum-, Milch-Achat und so weiter; außerdem kommen technische Bezeichnungen wie Onyx-, Massik- und Serasteine vor.

Die Industrie beschränkt sich jedoch nicht auf die Verarbeitung des Achates,

Bohrer.

man schleift außerdem noch Bergkrystall, Rauchquarz, Amethyst, Citrin, Rosenquarz, Opal, Olivin, Jaspis, Heliotrop, Chrysopas, Lapis lazuli, Bluteisenstein, böhmische Granaten, Almandin, Mondstein, Tigerauge, Katzenauge, Topas, Aquamarin, Rubin, Smaragd und so weiter. Aus allen Gegenden der Welt kommen die rohen, unscheinbaren Steine nach Oberstein, und als herrlich glänzende Schmuckgegenstände kehren sie wieder in alle Gegenden der Welt zurück. In Ringen, Nadeln, Knöpfen, Broschen, Armbändern, als Stock- und Schirmgriffe, Schalen und Vasen von kunstvoller Arbeit, als Schmuckkästchen und Briefbeschwerer, Papiermesser und Federhalter, Dosen u. s. w. finden die Steine ungezählte Verwendung.

Doch ist der Weg vom rohen Stein bis zum gleißenden Schmucke sehr lang!

Der größte Theil der Arbeit geschieht in den einstöckigen, romantisch an einem der Gebirgsbäche gelegenen Schleifmühlen. An einer solchen Schleife — wie man die Schleifmühlen kurzweg nennt — sieht man schon von weitem das große, mittelschlächtige Wasserrad in schneller Bewegung; die Tropfen sprühen hoch auf. In der Nähe der Schleife liegen Stücke von abgebrauchten oder zersprungenen Schleifsteinen umher und meistens lehnen neue Reserdesteine an einer ihrer Wände an. Man hört das Sausen des Triebwerks und das schrille Aufschreien des von den Schleifsteinen geriebenen Achates.

Durch hohe, bis unter das Dach reichende Fenster sehen wir in die Schleife hinein. Drinnen ist das Getöse oft so stark, daß man sich erst daran gewöhnen muß, ehe man zu sprechen wagt. Vor vier oder fünf mächtigen rothen Sandsteinen, die nur zur Hälfte aus dem Boden hervorragen, liegen acht bis zehn Schleifer auf Holzböcken, die eine muldenförmige Vertiefung besitzen, in die sich der Schleifer hineinlegt. Die Holzböcke sind so construirt, daß der Schleifer einen Theil seines Körpergewichts benützen kann, um den zu schleifenden Stein in beliebiger Stärke an den Schleifstein anzudrücken. Wie ungesund diese Arbeit ist, zeigt die erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer der Schleiferbevölkerung.

Edelsteinschleifer.

Noch fast schlimmer als das Schleifen ist das Zurichten der Halbedelsteine, das heißt das zu entsprechend kleinen Stücken nöthige Zurechtschlagen derselben. Dies geschieht vorsichtig mit einem kleinen Hammer. Dabei fliegen kleine Achat- und andere Steinstäubchen umher und dringen in die Lunge des Arbeiters. Das kleinste Achatstäubchen zeigt aber unter dem Mikroskope dieselben scharfen Bruchkanten wie ein großes Stück des Steines. Es ist klar, daß diese Stäubchen großen Schaden in der Lunge anrichten: sie dringen in die Lungencapillaren ein, verwunden dabei dieselben und schaffen einen sehr geeigneten Nährboden für die Tuberkelbacillen. Die Tuberculose ist unter dieser Bevölkerung so verbreitet, daß man sie im Volksmunde kurzweg die Schleifertrankheit nennt.

Von großer Bedeutung war es, nicht nur für die Industrie selbst, sondern auch für die Gesundheit der Arbeiter, als vor wenigen Jahrzehnten eine Maschine zum Schneiden der Steine in Gebrauch kam und das Zerschlagen der Steine dadurch auf ein viel geringeres Maß beschränkt wurde. Eine dünne Weißblechscheibe wird auf ihrem Rande mit Diamantstaub versehen, und mit dieser Scheibe, die durch das Triebwerk der Schleife in rasche Bewegung gesetzt wird, kann man Stücke von beliebiger Größe von dem Steine herunterschneiden.

Polirt werden die Steine ebenfalls in der Schleife und zwar auf einer mit Tripel bestrichenen Holzwalze. Kostbarere Steine werden auf schnell rotirenden Bleischeiben mittelst Schmirgelpulver geschliffen.

Zum Bohren der Schraubenlöcher in Stock- und Schirmgriffen u. s. w. bedient man sich eines an einer senkrechten Achse befestigten hohlen Cylinders aus Eisen, dessen unterer Rand mit Diamantpulver bestrichen wird. Mit Hilfe eines elastischen Bogens, dessen beide Enden durch eine Schnur verbunden sind, wird die Achse in schnelle Bewegung gesetzt, indem die Schnur um sie gewickelt und dann mit dem Bogen hin und her gegeigt wird.

Ein wichtiger Theil der Halbedelstein-Industrie ist das kunstvolle Färben der Steine. Die Achate sind im Stande, wässerige Lösungen verschiedener Stoffe in sich aufzunehmen; manche enthalten schon von Natur aus solche Lösungen, besonders des Eisens, und bei ihnen genügt ein einfaches Erhitzen, um Eisenoxyd und damit eine rothe Farbe des Steines herzustellen. Andere Steine werden einfach mit entsprechenden Lösungen getränkt, und dann wird durch Säuren oder Erhitzen die Farbe entwickelt. So färbt man die Steine roth mit Rhodankalium und Eisenchlorid, schwarz mit Zuckerlösung und Kochen in Schwefelsäure, blau mit Eisenchlorid und Ferrocyankalium u. s. w. Da der Achat aus Schichten von verschiedener Aufnahmefähigkeit besteht, so färben sich auch diese Schichten verschieden und dadurch entstehen hübsche Linienzeichnungen in demselben.

Graveur.

Der Zweig der Halbedelstein-Industrie, der mit vollem Rechte auf den Namen Kunstgewerbe Anspruch machen kann, ist das Schneiden von Gemmen, Gravuren genannt. Gewöhnlich benützt man solche Steine zum Schneiden von Gemmen, bei denen einer schwarzen oder rothen Schicht eine weiße aufliegt. Aus der weißen Schicht wird in kunstvoller Weise mit kleinen, schnell rotirenden Scheibchen aus Eisen, deren Rand mit Diamantstaub versehen wird, ein Relief ausgeschnitten, das sich von dem rothen oder schwarzen Grunde hübsch abhebt. Auch vertiefte Arbeiten zu Siegeln und dergleichen werden kunstvoll gefertigt. Leider versuchten unverständige Kaufleute auch diese Kunst im Massengeschäft auszubeuten; die Folge war, daß der einst blühende Zweig des Kunstgewerbes zerfiel. Wo das Engrosgeschäft anfängt, beginnt gewöhnlich die Kunst aufzuhören.

Ein falscher Onkel.

„Hör', Brander, wie ist es nur möglich, daß der Pumper immer wieder Credit genießt?"

„Das ist ein Schlaumeier! Er hat von zu Haus einmal einen neuen Anzug bekommen; den zieht er von Zeit zu Zeit einem Dienstmann an, welchen er auch noch mit falschen Brillanten und Ketten schmückt und führt ihn als Onkel spazieren!"

Beim Heirathsvermittler.

„Ich will es Ihnen ehrlich gestehen: die Mutter des Mädchens gilt für bitterböse — der Vater aber ist gut!"

„For — wie viel?"

— Vom Kasernenhof. Unterofficier: „Ich würde Euch allesammt gern „Ochsen" nennen, wenn ich nicht befürchten müßt', daß der Thierschutzverein dagegen Einsprache erhebt."

— Gemüthlich. A.: „Die Geschichte, die Sie mir da erzählen, kann ich Ihnen unmöglich glauben, Herr Oberförster!" B.: „Nicht? Gut, erzähle ich Ihnen also eine andere!"

— Malice. A. (Arzt): „Ich habe in meinem ganzen Leben nicht mehr als sechs Patienten durch den Tod verloren." — B.: „Das überrascht mich aber, daß Sie von einer so kleinen Praxis leben können."

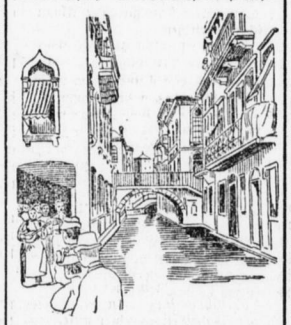
— Niedagewesen. Huber: „Wenn i Durscht hab', trink' i a Bier; wenn i recht lusti' sei' will, trink' i an Wein; wenn's mer net recht extra is, trink' i an Schnaps." Meyer: „Wenn trinken S' denn nacha a Wasser?" Huber (verblüfft): „Ja so a Fall is mer no' net fürkomma!"

Venedig in Wien.

Die lustige Kaiserstadt an der Donau besitzt in seinem „Venedig" ein Vergnügungs-Etablissement, das eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bildet. Am Eingang des Praters, an jener lauschigen, dem Publikum früher unzugänglichen Stätte, wo die Mitglieder des Kaiserhauses unter den Kronen herrlicher Baumriesen einstmals ihre intimen Familienfeste zu feiern pflegten, entfaltet sich ein der Wirklichkeit täuschend nachgeahmtes Stück Venedig mit seinen Palästen, seinem malerischen Baugerümpel, seinen Brücken, engen Gäßchen und Canälen. Die Architektur bildet den Rahmen buntbewegten Treibens und zahlloser Schaustellungen der verschiedensten Art. Wer niemals in der Lagunenstadt geweilt hat, der findet in diesem treuen Conterfei den vollen Vorgeschmack der eigenthümlichen malerischen Reize Venedigs. In Naturgröße

Ponte del Paradiso.

ragen altberühmte Paläste empor; baufällige Häuschen, an deren Fenstern bunte Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist, drängen sich zu engen Gäßchen zusammen; stattliche Plätze, umsäumt von Kaufläden, Cafés und Osterien, recken sich, Tausenden Raum bietend, in die Weite; unter den Brücken hinweg gleiten auf den Canälen Gondeln dahin, und bei jedem Schritt erschließen sich neue, entzückende Ausblicke und pittoreske Perspectiven. Eins aber hat „Venedig in Wien" vor seinem Urbild voraus: das in den Lagunen sich spiegelnde, sich erfrischend von den farbensatten Façaden abhebende Laubgrün und hochstrebende Astwerk jahrhundertjähriger Baumriesen, die in wahren Pracht-



Palazzi Priuli und Dario.

exemplaren vertreten sind, so daß „Venedig in Wien" förmlich in Grün gebettet ist. Jedes einzelne Gebäude, vom armseligsten Bettlerhäuschen bis zum historisch berühmten Palazzo, ist naturgetreu wiedergegeben und auf allen lagert die abgedämpfte, verklärende Patina des Alters und melancholischen Verfalls. Kein greller Farbenton beleidigt das Auge. Diese stilvolle Täuschung wurde dadurch erzielt, daß die Malerei nicht auf Leinwand, sondern auf Stuck aufgetragen wurde. Dadurch wirkt die nachgeahmte Architektur wie wirklicher Steinbau und präsentiren sich die nicht bloß als Façaden entwickelten, sondern auch nach der Tiefe ausgestalteten Baulichkeiten von „Venedig in Wien" nicht als Decorationsstücke, sondern wie wirkliche Ge-

Tre Ponti.

bäude. Das aus venezianischen Originalmotiven zusammengestellte „Venedig in Wien" ist ein treues Spiegelbild der charakteristischen Physiognomie der Lagunenstadt, und es ist geradezu staunenerregend, zu sehen, mit welchem Geschick auf verhältnißmäßig engem Raum dieses vielverzweigte Labyrinth von Plätzen, Gassen, Canälen und Brücken mit einer Menge von Verkaufslocalen, Schaustätten, Gartenanlagen, Avenuen, Theatern, pompösen Riesensälen, lauschigen Restaurationen u. s. w. hervorgezaubert wurde.

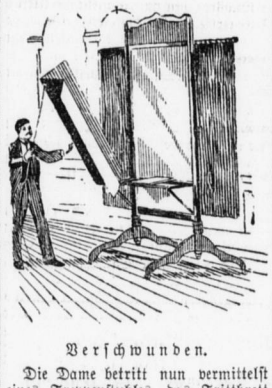
— Nothwendige Vorsicht. „Sieh' nur, wie lächerlich auffallend sich Doctors Else benimmt! Sie läßt ja ihren Bräutigam nicht eine Secunde lang aus den Augen." — „Nur zu begreiflich! Die Hochzeit ist ja erst in vierzehn Tagen und ihr Bräutigam ist Kassirer."

Die verschwindende Dame.

Unsere Abbildungen ziehen den geheimnißvollen Schleier von einem Schaustück, über dessen „Wie?" sich mancher schon den Kopf zerbrochen.

Das Verdecken.

Und wirklich ist der Trick ein fein ausgeklügelter. Folgen wir dem Vorgang: Ein großer, sogenannter Ankleidespiegel wird auf die Bühne getragen. Die Glasfläche reicht bis etwa zwei Fuß über den Boden, so, daß man unter dem Rahmen hindurch zu sehen vermag. Besondere Eigenthümlichkeiten, die der Spiegel bietet, sind eine hohe, scheinbar als Schmuck dienende Krönung und ein den untern Theil des Glases überspannender, von zwei Trägern gestützter Holzrahmen, auf dem eine Glasscheibe ruht — der Standpunkt der Dame. Zu beiden Seiten des Spiegels befinden sich in Scharnieren laufende Halter mit dunklen Vorhängen.



Verschwunden.

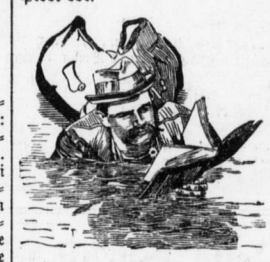
Die Dame betritt nun vermittelst eines Treppenstuhles das Trittbrett und beginnt sich im Spiegel zu beobachten. Der Aussteller dreht sie mit einigen Begleitworten herum, so daß sie das Gesicht dem Publikum zuwendet, worauf sie sich wieder gegen das Glas dreht. Nun wird eine Art Schrein über sie gedeckt, der so schmal ist, daß zu beiden Seiten noch Spiegelfläche hervorsieht. — Hierauf kurze Pause— dann wird der Schrein wieder weggehoben, und die Dame ist verschwunden. Die Täuschung wird durch das nun folgende Wegrollen des Spiegels verstärkt, es soll dies zeigen, daß die Dame nicht etwa hinter dem Spiegel versteckt sei. Die ersten beiden unserer

Wie's gemacht wird.

Illustrationen erläutern auch bildlich das hier Vorgetragene, die dritte enthüllt das Geheimniß. In Wirklichkeit besteht der Spiegel aus zwei Stücken; das anscheinend harmlose Gefüge des Trittbrettes verdeckt mit seiner Rückleiste die Oberkante der untern Glasfläche. Der obere, größere Spiegel schließt genau an die Rückseite des untern an, so, daß sein Ende hinter die Oberkante des untern Spiegels fällt. Der obere Theil bewegt sich in den Seitenrahmen auf und ab, wie ein Schiebfenster. Um dies zu ermöglichen, ohne daß das Publikum es gewahr wird, dazu dient die hohe Rahmkrönung. Wird der große Spiegel aufwärts geschoben, so kommt sein Obertheil hinter die Rahmkrönung zu liegen. Aus dem untern Theil derselben Spiegelfläche ist ein Stück ausgeschnitten, weit genug, um eine Dame durchpassiren zu lassen. Bild 3 erklärt dies deutlich. — Wenn der Spiegel, zu Anfang der Schaustellung, auf die Bühne gebracht wird, steht die große Scheibe tief, der Ausschnitt verbirgt sich hinter der Unterscheibe. Wenn dann das gläserne Trittbrett aufgelegt worden ist, stellt sich die Dame darauf und wird, wie oben geschildert verdeckt. Hierauf wird das durch Gegengewicht bewegte Glas emporgeschoben, so daß die Oeffnung nun frei wird. Der Schrein ist genau so groß, diese Oeffnung zu verdecken, rechts und links noch Spiegelfläche lassend. Vom Hintergrunde, aus einer eigens gefertigten Wand, wird nun ein Brett sachte nach der Oeffnung geschoben, und die Dame unter Beistand eines Gehilfen, Füße voraus, hinweggezogen. Hierauf schließt sich die Wandfüllung wieder, der Oberspiegel geht nieder, der Schrein wird hinweggehoben und — die Dame ist verschwunden!

Ein Rettungsmantel.

Jüngst bot sich den Passanten der Schiffsbrücke zu Köln ein seltsamer Anblick dar: den Rhein herab trieb ein räthselhaftes Ungeheuer, große aufgeblähte Schwingen hielten es über dem Wasser, während es mit den Händen aufgeschlagen ein Buch hielt, über welches sich ein Männerkopf mit starkem Schnurrbart und energischen Zügen beugte. Die Wellen trugen spielend die sonderbare Gestalt dahin, die sich für die Eingeweihten als der Techniker F. W. Kuhl entpuppte. Derselbe führte den Vertretern der Presse seinen neuen Rettungsmantel in erfolgreicher Probe vor.



Kuhl im Rettungsmantel.

Die Construction dieses Mantels ist Geheimniß seines Erfinders. Aeußerlich unterscheidet er sich nicht von einem gewöhnlichen Ueberzieher, der mit einem doppelten Gummifutter ausgestattet ist; er ist sehr leicht, seine Füllung besteht aus einer Masse, die ein Untersinken unter Wasser verhindert; in zwei Minuten ist er angelegt, mit Luft gefüllt und zum Gebrauch fertig, wie der Erfinder es bei seiner Probe bewies. Herr Kuhl behauptet, mit dem nöthigen Mundvorrath versehen, 16 bis 18 Tage im Wasser zubringen zu können, wenn er noch die zu dem Mantel gehörigen Beinkleider, Schuhe etc. angelegt hat. Aber auch der Mantel allein genüge, den Schiffbrüchigen tagelang in bequemer Lage über Wasser zu halten.

Prinz und Priester.

Durch die in der Schutzengelkirche zu Eichstätt von dem apostolischen Vicar des Königreichs Sachsen, Bischof Dr. Wahl, an dem Prinzen Max, Herzog zu Sachsen, vollzogene Priesterweihe ist eine Angelegenheit zum Abschluß gekommen, über die seit 1893, in welchem Jahre Prinz Max aus freien Stücken den bunten Rock des Ulanenofficiers mit dem schmucklosen Kleide des Priesterseminarzöglings, die freundliche Garnison Ochsatz mit den stillen klösterlichen Räumen von Eichstätt vertauschte, gar viel geredet und geschrieben worden ist. Vierundachtzig Jahre lang hat die römisch-katholische Kirche unter ihrer Priesterschaar keinen Sprossen des uralten

Prinz Max.

Herrscherhauses Wettin mehr gehabt; Clemens Wenzeslaus, der letzte Kurfürst von Trier und letzter Fürstbischof von Augsburg, war auch der letzte Wettiner, der sich dem Dienst der Kirche gewidmet hatte; die französischen Heere vertrieben ihn zweimal aus seinem Bischofssitz Koblenz, dessen reizendes Schloß er erbaute; er starb zu Oberndorf am 27. Juli 1812. Der Vater des Prinzen Max, Prinz-Feldmarschall Georg, war von Anfang an mit dem Vorhaben seines Sohnes einverstanden und nach längerem Zögern gab auch König Albert seine Zustimmung. Nach der Primizfeier fand im königlichen Residenzschlosse vor dem König und in Gegenwart des Justizministers Dr. Schurig sowie des vortragenden Rathes im Gesammtministerium Geh. Rath Meusel die Verzichtleistung des Prinzen Max auf seine Rechte als Prinz des sächsischen Königshauses statt.

— Protzenthum. — „Frau Kommerzienräthin, waren Sie schon in der Ausstellung?" „Gott, mer haben de neuesten Sachen schon vor 20 Jahren gesehen."

— Schwerer Ballast. Luftschiffer: „Neulich hat mir mein College während der Ballonfahrt sein Gewissen erleichtert." Herr: „Na, da wird der Ballon schön in die Höhe gestiegen sein."

— Complimente. Erster Herr (den andern auf den Fuß tretend): „Bitte um Verzeihung für meine Ungeschicklichkeit." Zweiter Herr: „Au! Sie Tölpel! Verzeihen Sie gütigst diese Grobheit."

— Billiges Verlangen. — Richter (zum angeklagten Raufer): „Na, man haut doch nicht gleich zu, daß die Gegner nimmer auffieh'n können." Raufer (auf den Zuhörerraum deutend): „I möcht do scho bitten, daß a paar Sachverständige vernommen wer'n."